

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 8

Artikel: Der Schützenkönig
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 8 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

19. Februar 1938

Vorfrühling

Von Rudolf Riesenmey

Ein Leuchten wandert über Land,
Wie Sonnenstrahl am Morgen,
Gott Frühling legt sein gold'nes Band
Auf alle Winterforgen.

Die Erde ist vom Schlaf erwacht,
Läßt frische Gräser sprießen,
Und keine kalte Dunkelmacht
Kann Quellen länger schließen.

Und eh' sich noch ein Strauch belaubt,
Erscheinen Frühlingsboten,
Märzbecher zeigt das goldne Haupt,
Palmlätzchen graue Pfoten.

Vor ihnen flüchtet Winters Groll,
Denn Lenz kommt rasch gezogen,
Und bald sind Nester blütenvoll;
Der Star kommt angeflogen.

Mit unennbarem Hoffen,
Die Herzenslust auf's neue quillt,
Halb Wonneglück, halb Sehnsuchtsbild,
Als stünd' der Himmel offen . . .

Der Schützenkönig

NOVELLE von ERNST ZAHN

I

Erstes Kapitel.

Durch die Hauptstraße der kleinen Talstadt, die der auch heutzutage noch sicherste Wall der ewigen Berge schützt, bewegte sich ein Festzug, voran die Musik in schmutzen Uniformen, hinter ihr das Komitee, feierliche Herren im Zylinder und Gehrock, in die nicht alle hineinpakten, dann eine lange Reihe von Schützenvereinen mit ihren Fahnen. Fahnen und Standarten hingen auch von allen Fenstern und Balkonen in die Straße. Manchmal kam ein sanfter vornehmer Windstoß, wie er im Bergland nicht alle Tage so manierlich weht, und blies in die bunten Tücher. Dann ging ein helles Leuchten durch das Städtlein, und besonders die gelbe Landesfahne mit dem schwarzen Stierkopf, aber auch das Wahrzeichen der Gesamtheimat, das weiße Kreuz im blutigen roten Feld, besaßen Macht zu blitzen und zu strahlen, so daß in die graue breite Gasse mit den alten Häusern eine fremde Unruhe kam.

Während in den Häusern schon alle Fenster von Zuschauern besetzt waren, hatte sich auch auf dem Rathausplatz, dort wo die Tellstatue vor dem alten Turme steht, eine Menge festfroher

Neugieriger angesammelt. Hier sollte der Zug vor der Landesregierung vorbeiziehen. Die hochwohlmögenden Herren Landesväter traten eben auf die Rathausaltane und schauten mit liebenswürdig überlegenen Mienen auf das Volk der Stimmfähigen, denen sie ihr Amt verdankten, nieder.

Am Telldentmal, wo auf breitem Sockel der große Schütze, Landesretter und Freiheitsheld breitbeinig und mit der Wucht des Bodenständigen, den Knaben zur Seite, wandelnd steht, hatten sich eine Anzahl junger Leute besondere Aussichtsmöglichkeiten verschafft. Während einige Jünglinge an den Ecken des felsamen Aussichtsföllers klebten, hatten zwei noch sehr junge Mädchen, Anna Schmid und ihre Freundin Esther Gamma, sich einen Platz zwischen den Beinsäulen des Vaters Tell erobert und konnten von hier aus nicht nur das Nahen des Festzuges, sondern auch die Zeremonie unter dem Machthaberbalkon, von dem aus der Landammann eine Ansprache halten sollte, übersehen. Sie waren beim Hochklettern von ihren männlichen Konkurrenten nicht übel geneckt worden. Auch jetzt noch flog Spottwort und lachender Bescheid zwischen der übermütigen Schar hin und her.

Ein Bursche fragte die blonde Anna, die eines Friseurs Tochter und Mitarbeiterin war: „Willst etwa dem Vater Tell den Bart scheren?“

„Nein“, rief ein anderer dagegen. „Sie will den Tellsbuben fragen, was er für ein Lockenmittel braucht.“

Helles Gelächter quittierte die Wiße.

Aber die hübsche Anna Schmid mit der kleinen zierlichen, etwas nach oben gebogenen Nase und dem dicht an den Kopf geschnittenen Haar blieb den Angreifern nichts schuldig. Sie blickte mit den dunklen Augen, deren schwarze Brauen zu dem strohgelben Haar in schönem Gegensatz standen, und höhnte, die Burschen sollten darauf achten, was für eine traurige Figur sie mit ihren Klappergestellten neben dem Nachtsmocken von einem Tell machten. Das seien noch Männer gewesen, die früher im Lande gelebt. Jetzt gingen ja nur noch Schneider herum.

Hoho, das sei dann nicht wahr, mischte sich aber da die schwarzhaarige schlanke Esther ins Gespräch. Die Anna solle nur abwarten, was jetzt dann für Mannskraft und Stattlichkeit unten vorbeiziehen werde.

In diesem Augenblick wurden in einer der Zufahrtsstraßen die Fahnen des Festzuges sichtbar, und laut drangen die Klänge der Blechmusik herüber.

Bewegung entstand auf dem Plage. Auch die jungen Gasser am Denkmal streckten die Hälse. Die Spitze des Zuges erreichte dieses. Die Musik marschierte vorbei, und Verein um Verein, denen je ein Fahnenführer und ein Mann mit einer Bechertrophäe voranschritt, gruppierte sich zu Füßen des Rathausbalkons. Plötzlich ertönten Hochrufe, und wie eine Windwelle rauschte Begeisterung dem Plage zu.

„Was ist denn da los?“ fragte die schwarze Esther.

Einer der jungen Männer gab Auskunft. „Der Schützenkönig, der Thomas Zumbrennen, kommt.“

Vom Plage herauf schollen Rufe: „Das sind die Steger!“ — „Die Steger kommen!“

Dann bog eine Schar von Männern auf den Rest freien Raumes vor dem Rathaus ein. Eine bunte Fahne mit der Aufschrift „Schützengesellschaft Steg“ wurde ihnen vorausgetragen; von der Spitze ihres Schafes wehte der schwarzgelbe Fahnenpickel und schwankte ein Lorbeerfranz.

Dicht unter dem Balkon machte diese Fahne halt und ragte zu den Regierungsherren empor. Neben der Gestalt ihres Trägers wurde die eines andern Mannes von hohem und breitem Wuchs sichtbar, dem ein langer schwarzer Bart auf die Brust fiel und auf dessen mächtigem Kopf der Siegerkranz, der ihm der Ueberlieferung gemäß im dichten schwarzen Haar lag, wie ein ungehöriges und fast lächerliches Spielzeug sich ausnahm. Er schien das auch selbst zu empfinden; denn er hob jetzt den Kranz, dessen schwarzgelbes Band ihm die Schläfe fixierte, vom Scheitel und stand nun wie ein dunkler Tannenbaum inmitten der ihn umjubelnden Menge.

„Da hast gleich ein Muster, was für Holz noch in Uri wächst“, wendete sich einer der Denkmalsgenossen zu Anna. — „Du kannst weit gehen, bis du einen wie den Zumbrennen findest.“

Damit lebte das Gespräch auf. Jedes wußte etwas von dem Manne zu erzählen, der heute Schützenkönig geworden war.

„Drei Jahre ist er jetzt nicht mehr zu den Schießen gereift.“

„Seit er auf der Gamsjagd das Mißgeschick hatte und sich das Bein brach.“

„Auch jagen kann er nicht mehr.“

Als Anna Schmid, durch die verschiedenen Aussagen neugierig gemacht, näher zusah, bemerkte sie, daß der lange Zumbrennen sich auf einen Stock stützte und ein Bein ihm in der

Luft hing. Eine sonderbare Anteilnahme, eine Neugier, die fast Sensationslust war, ergriff sie.

Die Unterhaltung der anderen ging weiter. „Es hat schon von Anfang an geheißt, daß kein anderer den ersten Preis holen werde.“ — „Er trifft jeden Vogel im Flug.“ — „Wenn er schießt, sind ihm Hand und Arm wie von Eisen. Kein Wind könnte sie verrücken.“ — „Er hat in seinem Leben mehr Becher herausgeschossen als irgendeiner im ganzen Land.“ — „Und mehr Gamsen erlegt als alle anderen Jäger zusammen.“

„So habe ich mir immer die großen alten Schweizer vorgestellt“, gestand hier die schwarze, mannsbüchtige Esther.

Die Burschen erzählten weiter, man habe den Zumbrennen, als er noch gesund war, auch bei den Tellspielen haben wollen. So eine Tellsfigur hätte man landauf und ab nicht finden können. Er habe aber geantwortet, er könne so wenig Theater spielen wie der Bristen, der steif und plump inmitten des Tales stehe. Ebenso wie die Rolle aber habe er Zeit seines Lebens auch jedes politische Amt abgelehnt, zu dem sein freies Wesen, sein allgemeines Ansehen und sein verständiges Urteil ihn wohl befähigt haben würden. Ein wohlhabender Mann, ein tüchtiger Landwirt, sei er immer auf seinem Gut „Arni“ oben im Berg sitzen geblieben. Wären nicht seine verteuerte Zielsicherheit und das Schießen seine Leidenschaft gewesen, so würde man im Grunde wenig von ihm gehört haben.

Zuletzt wußte Esther noch zu berichten, Zumbrennen sei seit einigen Jahren Witwer und hause mit einem Knaben, einer Magd und zwei Knechten allein in seinem Arniberg. Sie sei einmal oben gewesen bei ihm; denn seine verstorbene Frau, an der er mit großer Liebe gehangen, sei eine entfernte Verwandte von ihr gewesen.

Während so Leben und Geschick des Schützenkönigs sich in dem Gespräch am Telldenkmal spiegelte, hatte der Festzug auch in seinen letzten Teilen den Rathausplatz erreicht. Der Landammann, ein stattlicher und staatsmännisch aussehender Mann, trat ans Balkongeländer und begann mit den Worten: „Getreue, liebe Landsleute, liebe Urner und Urner Schützen“ seine Ansprache.

Stille lagerte sich über den Platz.

Dann sprach der Magistrat vom Wert der Waffen und des tapferen Sinnes, von Freiheit, Unabhängigkeit und Treue zum Vaterland. Schlagworte, wie sie bei solchen Anlässen üblich, waren in seiner Rede. Dann aber wandte er sich an Zumbrennen, nannte ihn, den Fest- und Schützenkönig, das Muster eines Bürgers, den man auch in Kreisen der Behörde längst kenne und schätze und den einmal öffentlich auszuzeichnen ihm ein Herzensbedürfnis sei. Er habe den Auftrag, ihn im Namen der Regierung zu seinem heutigen Erfolge, aber auch zu seinem ganzen Leben zu beglückwünschen.

Während dieser Ansprache stand Thomas Zumbrennen mit entblößtem Haupt, das Gewehr an der Schulter, aber die Rechte auf den Stock gestützt da. Das lange Stehen wurde ihm sauer, wie schon der Umzug ihm, dem Krüppel, beinahe zuviel geworden war. Aber auch das Wesen und Aufstehen, das seinethalben gemacht wurde, war ihm leid. Die Gedanken entwichen ihm, weilten flüchtig im Schießstande und bei den Augenblicken, da er seine hohe Trefferzahl herausgeholt. Eine fröhliche Eitelkeit wehte über seine Seele und ließ ihn in seiner Wohnstube daheim schon die Stelle suchen, wo er neben den vielen früheren Trophäen den heutigen Kranz befestigen werde. Er war lange nicht aus seinem Arnidorf herausgekommen, hatte schon gemeint, der einst berühmte Jäger und Schütze sei allmählich um sein weitgespanntes Ansehen gekommen. War ihm aber die Erneuerung und Bestätigung dieses Ansehens nicht unwillkommen, so freute er sich doch schon auf den Augenblick, da er wieder da-

heim sein, der kleine Adelfrich, sein Bub, ihm am Knie lehnen und er ihm erzählen werde, was er heute am Hauptort erlebt und wie man etwa ein berühmter Mann werden könne. Sein Bein schmerzte ihn, und er fand, der Landesvater mache es auch gar zu lang. Seine Aufmerksamkeit für dessen Rede versagte. Um so deutlicher bemerkte er indessen, wie viele Blicke sich an ihm selbst festhefteten, wie es im Volke flüsterte und Finger nach ihm zeigten.

Auch die jungen Leute am Denkmal hatten ihn nicht aus den Augen und neugieriger Teilnahme verloren.

Die blonde Anna Schmid besonders erlebte heute in ihrem jungen Leben zum erstenmal so etwas wie einen Helden und hatte in ihrem romantischen Hrezen eine sonderbare Wirrnis und im Kopfe eine Betäubung wie von einem ungewohnten Trunk. Was sie da an stattlicher Männlichkeit vor Augen hatte und was der Landammann, der im Kanton als so etwas wie der liebe Herrgott galt, über den Zumbbrunnen gesagt hatte, das trieb sie neben dem, was die Genossen vorher an ihm gerühmt, zu einer hoch aufwallenden Bewunderung des Schützenkönigs.

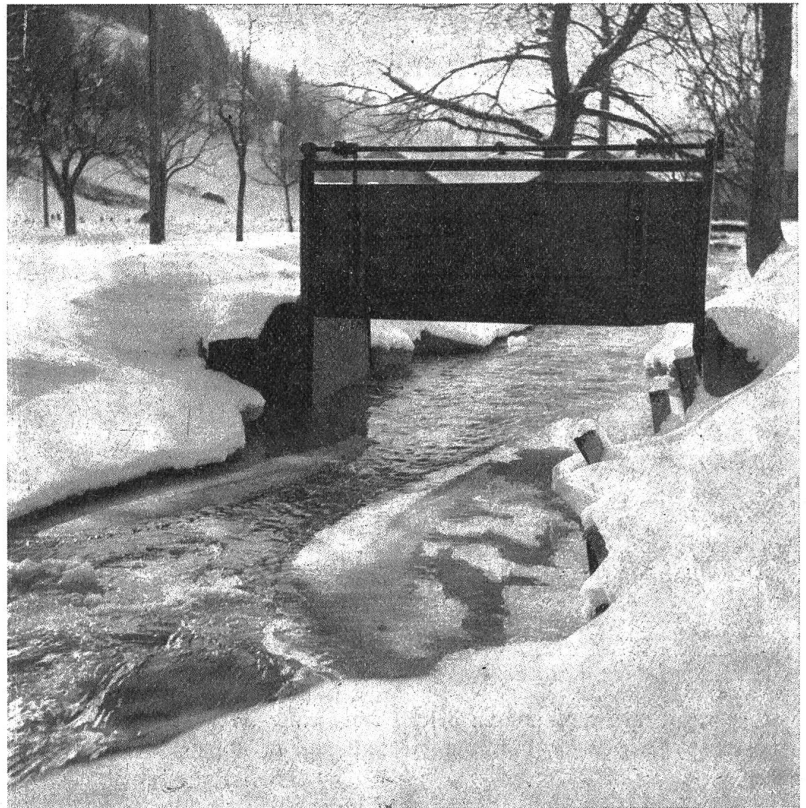
Inzwischen schloß der Redner auf der Altane mit einem Hoch auf das Vaterland. Die Zustimmung des Volkes brauste über den Platz und endete in einem allgemeinen Abfingen der Vaterlandshymne. Die Vereine begannen abzuziehen. Hierhin und dorthin, durch vier Straßen, verbliesen sich die Musikkapellen.

Der zweite Teil des Festes führte Schützen und Zuschauer in die Gasthöfe und Wirtshäuser. Auch die redselige Jungschar kletterte von ihrem Denkmal herab.

Anna Schmid, die kleine Friseurgehilfin, erinnerte sich mit plötzlichen Schrecken, daß sie im trotz des festlichen Anlasses geöffneten Geschäft ihres Vaters und Prinzipals nötig sein könnte. Auswärtige Besucher benützten gerne ihre Anwesenheit im Hauptort zu Einkäufen oder kleinen Nebengeschäften, wie es ein Haarschnitt, eine Kateinholung beim Apotheker oder ein Besuch beim Advokaten vorstellten. „Gewiß hat der Vater schon den Laden voll“, flüsterte sie hastig der schwarzen Esther zu und schwang sich mit einer Leichtigkeit, die einem Turner Ehre gemacht haben würde, zu Boden. „Komm dann am Abend noch ein wenig vorbei“, mahnte sie schon halb im Davoneilen die Freundin, irgendwie bedürftig, mit ihr von den Ereignissen des Tages noch einmal zu handeln. In wenigen Minuten erreichte sie dann, sich wie ein Schlänglein durch die Menge windend, die Hauptstraße, an welcher sich der väterliche Laden befand.

Sie hatte mit ihrer Annahme, es möchten schon Kunden angekommen sein, nicht unrecht gehabt. In dem schmalen Raume mit den drei Lehnstühlen vor den Spiegeln und drei weiteren Sitzgelegenheiten an der Wand, den Parfümflaschen und Seifenschachteln und einigen andern Verkaufsutensilien in den Schaufenstern saßen nicht nur schon zwei Männer unter den Händen von Vater und Mutter Schmid, sondern warteten drei weitere bereits auf Bedienung.

„Du mußt auch immer herumgestrolcht haben“, schalt sie ihr Vater Jakob, ein kleiner dicker Mann, verdrießlich, als sie eintrat. Aber die Mutter nahm sie in Schutz und meinte, Jugend



Die Schleuse

Phot. Stettler, Burgdorf

habe ihr Recht auf ein wenig Vergnügen, und die Kunden seien auch eben erst eingetroffen.

Halb schuldbewußt, halb das Näschen schnippisch erhoben, schlüpfte Anna in die Berufsschürze und lud mit dem üblichen „der nächste Herr“ einen der Wartenden auf ihren Stuhl.

Die Schmid'sche war eine wackere Familie. Sie hatten alle drei den Friseurberuf gewählt und arbeiteten ohne Gehilfen. Seit die hübsche Tochter mithalf, hatte das Geschäft einen Aufschwung genommen. Während des Haarschneidens und Rasierens ließ sich in und vor dem Spiegel gut ein wenig techtelmechteln.

Auch jetzt schwang sich ein junger Kunde mit der Bemerkung auf den Stuhl, es sei doch ein Sondervergnügen, von schönen Händen eingeseift zu werden.

Anna war aber auch hier nicht aufs Maul gefallen. So gern sie sich ein wenig den Hof machen ließ, antwortete sie: „Pinsel und Messer sind hier wie überall, und die Seife, nicht die Hand, wird um den Bart gestrichen.“

Flink begann sie ihr Werk.

Die Unterhaltung im Laden wurde allgemein und ging von Stuhl zu Stuhl. Eine Weile dauerte das Einseifen, Schaben und Scherenklappern, das Reden, Witzemachen und Lachen, das Ein und Aus von Kunden. Eltern und Tochter kamen keinen Augenblick zur Ruhe.

Wohl eine Stunde später verdunkelte eine breite Gestalt die Tür. So sehr beeinträchtigte sie einen Augenblick das Licht, daß Anna an ihrem hintersten Stuhl unwillig aufschaute. Da aber erkannte sie in dem auf einen Stock sich stützenden und schwerfällig in die Stube sich schiebenden Manne den Schützenkönig und Tageshelden Thomas Zumbbrunnen.

Er grüßte mit einer tiefen ruhigen Stimme, wie man sie ohne Staunen aus der breiten Brust hervortönen hörte.

In fremder Erde

An meinen Bruder.

Voll Hoffnung hast du einst verlassen
Des Heimatdörfleins traute Gassen,
Den blauen See, die dunklen Wälder,
Das Bergland und die Blumenfelder.

Das Glück, das still mit dir gezogen,
Verflog und blieb dir nicht gewogen.
Du hast gekämpft und hast gestritten
Und in der Ferne oft gelitten.

Das Schicksal hast du stumm ertragen
In deines Lebens dunklen Tagen;
Nun hast du deine Ruh' gefunden
Und bist von allem Leid entbunden.

Im fernen Land, in fremder Erde,
Da schläfst du nun, und vielleicht werde
Ich nie an deinem Grabe stehen
Und nie dein Ruheplätzchen sehen.

Hermann Hofmann.

Die drei Wartestühle waren besetzt. Aber einer ihrer Inhaber erhob sich sogleich, um dem Neuankömmling Platz zu machen.

Jakob Schmid, der Vater, sprang mit eifriger Freude hinzu, bot Zumbrunnen eine Zeitung und versicherte mit der Höflichkeit, wie sie den Figaros aller Jahrhunderte nachgerühmt wird, „es gehe nicht lang“.

„Ich kann warten“, gab Zumbrunnen kurz zurück, ohne sich an die ihm angebotene Lektüre zu machen. Die Tatsache, daß die Volkstümlichkeit, die ihm der heutige Tag neu beschert hatte, ihm auch in den Tagen gefolgt war, belustigte ihn und stachelte abermals ein wenig seine Eitelkeit an. Indessen schaute er, die Ellbogen auf die Knie gestemmt, mit vorgeneigtem Körper dem Friseurgeschäft zu.

Jakob Schmid brachte sogleich und eifrig das Gespräch auf seinen Schüzenerfolg und die Rede des Landammanns, der ebenso wahr als schön und eigentlich jedem Urner aus dem Herzen gesprochen habe.

Zumbrunnen, ein laises Rot des Unbehagens im dunkeln Gesicht, lehnte allzuviel Schmeichelei mit den Worten ab: „Heute bin ich es. Ein anderes Jahr wird es ein anderer sein.“

Aber ein älterer Bürger, der bisher schweigend neben ihm gesessen, tat den guten Auspruch, die heutige Anerkennung habe nicht nur dem Schützenkönig, sondern dem Menschen Zumbrunnen gegolten, und das sei ein Ruhm, auf den jeder stolz sein dürfe.

Eine kleine Stille verriet den Eindruck dieser Worte. Zumbrunnen wußte nicht recht, wo er gerade hinschauen sollte, und geriet mit den Augen in die großen dunkeln der Anna, die von ihrer ungewöhnlichen Teilnahme weit waren. Eine Sekunde stuchte er vor dem seltsamen Gegensatz dieser Augen und des hellen Haares und weidete sich unwillkürlich an der anmutvollen Biegsamkeit, mit der das junge Mädchen sich bewegte. Er sah in seinem Bergeigen wenig Frauen und ergökte sich an diesem, in seinen Außerselbstlichkeiten seltenen Menschengewächslein.

Gleich darauf streifte der weiche weiße Arm des Mädchens seine haarbewachsene Hand. Da lief ihm ein leiser Schauer über den Rücken und, sich selbst nicht begreifend, räusperte er sich, als sei ihm etwas vor den Atem gekommen.

Anna war neben ihn getreten und hatte die Bürste ergriffen, die über seinem Kopf an der Wand hing. Ohne zu beachten, daß sie ihm so nahe gekommen, machte sie sich mit Abbürsten des Kunden zu schaffen, den sie eben aus ihrer Bedienung entließ. Bald nachher saß Zumbrunnen an dessen Stelle. Er hatte seine Fassung vollständig zurückgewonnen und belächelte sich selbst, indem er sagte, andere Leute ließen sich beim Friseur verschönern bevor sie zum Feste gingen, er aber habe vorher nicht Zeit gefunden, wolle aber nicht in seine Einsamkeit heimkehren, ohne sich noch haben zurechtmachen lassen.

Anna ließ ihn in den weißen Schüzmantel schlüpfen.

Bisher hatte er mehr zu und mit ihrem Vater gesprochen. Nun fragte sie ihn, wie stark Haar und Bart geschnitten werden sollten.

„Nicht zuviel“, gab er ihr mit seiner angenehmen ruhigen Stimme, die ihr sonderlich wohl ins Ohr klang, Bescheid. Es gebe ja heutzutage nicht mehr so viele „Bärter“ im Land wie früher, er aber wolle kein Neumodiger sein, freilich auch nicht ein ganz Wilder, und verlasse sich daher auf ihr Augenmaß und wie sie meine, daß es ihm am besten stehe.

Sein ganzes Wesen erschien Anna von einer schönen Selbstsicherheit erfüllt. Man merkte ihm an, daß der jetzt Einsame früher an den Schützenfesten viel unter die Leute gekommen war. Noch ganz unter dem Eindruck der Ehrungen, die ihm widerfahren, und nun auch von seiner Persönlichkeit eingenommen, begann sie ihre Arbeit mit einem Gefühl, das an Ehrfurcht streifte. Annas Gedanken hatten inzwischen Muße, ihre Sprünge zu machen. Sie wunderte sich über die Fülle des Haares, in das sie Kamm und Schere schob. Wenige Männer dieses Alters besaßen einen noch so wenig gelichteten Scheitel. Fünfzig Jahre sollte der Schützenkönig Zumbrunnen zählen, hatte die Freundin Esther gesagt! Aber sein Haar war noch schwarz; ein Fund fast der einzelne Silberfaden, den sie im Bart entdeckte. Die Hand, die ihm auf dem Oberschenkel ruhte, trat braun und leicht runzelig aus dem weißen Ärmel ihres Ueberwurfs. Aber die starken Fingernägel waren nicht ganz so ungepflegt wie bei anderen Landwirten. Das schien ihr eine gute Ergänzung zu dem Bilde eines ordentlichen, etwas auf sich gebenden Menschen. Sie verwendete besondere Sorgfalt auf ihr Werk. Zuweilen streifte ihre Hand seine Wange. Zuweilen begegneten sich ihre Augen jetzt im Spiegel. Das waren ganz flüchtige Gehehnisse, die sich der Anna während ihres Arbeitstages oft wiederholten, ohne daß sie darauf groß geachtet hätte. Hier aber verfesten sie sie in eine angenehme Befangenheit, die sie zuletzt wünschen ließ, durch ein Gespräch wieder ins Gleichgewicht zurückzukommen. Sie begann es mit der Bemerkung: „Man sieht Euch nicht häufig in der Stadt, Herr Zumbrunnen.“

Dieser antwortete, er sei eben nicht mehr so beweglich als früher. Und zudem habe er daheim Arbeit übergenug. Auch sei es ja schön auf Arni wie nirgends sonst. Was solle er da draußen und drunten suchen?

Freilich habe sie gehört, wie schön es da oben sei, antwortete ihm Anna. Sie hätte wohl Lust, auch einmal da hinaufzuklettern.

Das solle sie nur tun, ermunterte Zumbrunnen. Wenn sie ihm dann etwa guten Tag sagen wolle, solle es ihr an einem Glase Wein oder Most nicht fehlen. Auch Milch sei bei ihm zu haben, die die Frauen ja mehr schätzen als anderes Getränk.

„Sagt das nicht zu laut, Herr Zumbrunnen“, neckte Anna, die jetzt ihre Ungezwungenheit wieder fand. „Ich könnte sonst noch mit einem Besuche Ernst machen.“

„Was ich sage, ist gesagt“, antwortete ihr der andere mit seiner gelassenen Freundlichkeit.

Fortsetzung folgt.